

Von Mariannhill nach Keilands.

kraft, sodaß man kaum noch ein vernünftiges Wort mit ihnen reden kann. Wo war nun meine erste Heimat? O, es war ein gar schöner, prächtiger Platz drinten am Umhlimbitwa-Fluß. Nur eines fehlte uns damals: der Friede. Weder bei Tag, noch bei Nacht waren wir sicher, von einem Impi (Heereshaufen) des grausamen Tschaka aufgesucht zu werden, um Tage lang von einem Versteck ins andere zu flüchten, wie ein geheitztes Wild. Krieg und Hungersnot waren damals heimisch geworden im schönen Zululand.

Chief unseres Stammes war Mtinkulu, ein noch junger Mann. Er hatte viele junge Weiber zu gleicher Zeit genommen, und daher wimmelte es in seinem Kraal von Kindern, die fast alle gleichen Alters waren. Mein Vater hieß Kongela und rühmte sich, des Königs Freund und Berater zu sein. Unsere Hütte stand nahe beim Königskraal, und mein Vater ging dort stündlich aus und ein. Nur einmal hätte er sich mit dem König beinahe überworfen, als er nämlich Notswindha, meine Mutter, auf welche der Fürst ob ihrer Schönheit und Größe ebenfalls ein Auge geworfen hatte, heiraten wollte. Doch schließlich söhnten sie sich wieder aus, Mtinkulu überließ das Intombi (Mädchen) meinem Vater, und die Hochzeit wurde nach altheidnischem Brauch mit vielem Lärmen, Singen und Tanzen gefeiert.

Nun traf es sich, daß meine Mutter — sie war das erste Weib meines Vaters, der damals noch in jungen Jahren stand — in gesegneten Umständen war. Es herrschte aber solche Unruhe im Land, daß meine Mutter in übergroßer Furcht und beständigem Schrecken zu kränkeln anfang, und schon hatte man Mutter und Kind aufgegeben. Eines Tages aber, als gerade eine ungeheerre Menge Volkes zu einem Biergelage im Königskraal zusammen gekommen war, schenkte mir die Mutter, allerdings unter persönlicher Lebensgefahr, das Leben. Man rief den Vater, und er trug mich sofort jubelnd hinaus und zeigte mich dem versammelten Volk. Wer aber beschreibt das allgemeine Erstaunen, als man sah, daß ich schon fast aufrecht im Arme des Vaters saß, frisch und fröhlich, als wäre ich schon mehrere Monate alt, dareinsah, und im Mund — schon sämtliche Zähne hatte! „Ein Wunderkind, ein Wunderkind!“ schrien alle, und mein Vater nannte mich teils nach seinem Stamm, teils nach meinem merkwürdigen Außern „Duma“, den Wunderbaren.

Der gute Alte machte eine Pause und wischte sich in glücklicher Rührung eine Träne aus dem Auge. „Inkosazana“, fuhr er fort, „glaubst du meinen Worten? Sieh, ich rede die Wahrheit, und oft und oft haben mir meine Angehörigen von meiner seltsamen Geburt erzählt. Uebrigens schaue her!“ — Und nun hielt mir der Hundertjährige seinen offenen Mund hin, und darin blinkten, rein wie Elfenbein, zwei tadellose Reihen der schönsten Zähne! Ich dachte unwillkürlich an Moses, von dem die Schrift bezeugt: „Er war 120 Jahre alt, und kein Zahn wankte ihm.“ 5. Mos. 34, 7.

Doch laß dir weiter erzählen. In verhältnismäßig kurzer Zeit konnte ich sitzen, stehen und gehen, und die geistige Entwicklung hielt mit der leiblichen gleichen Schritt. Nun aber komme ich auf meine liebe Mutter zu sprechen. O, ihr Andenken ist mir bis zur Stunde heilig! In meiner Jugendzeit und auch in den späteren Mannesjahren, da ich noch ein

Heide war, und den einzigwahren Gott nicht kannte, betete ich viel zu den Amadhlozi, den Geistern unserer Vorfahren, namentlich aber schrie ich in jeder Not zum Schutzgeist meiner Mutter. O, gute Mutter, was hast du für mich getan, gelitten! — Inkosazana, meine Mutter, hat aus sieben schrecklichen Wunden geblutet, hat sterbend für mich gekämpft, mit rohen Kriegersleuten gerungen wie eine Löwin für ihr Junges! — Abermals machte der Hundertjährige eine Pause, er schloß die Augen, brach ganz in sich zusammen und versank in tiefes Nachsinnen. . . . Ich gestehe, es wurde mir dabei ganz eigentümlich zu Mute; ich sah, wie er weinte, bitterlich weinte, in rührendem Andenken an seine gute Mutter, die, wie ich nun wußte, das Leben für ihn gelassen. . . .

Endlich begann er wieder, doch in ganz eigentümlichem, feierlichem Tone: „Es ist ganz stille hier; niemand ist in der Hütte, als wir zwei, und dennoch ist mir, als sehe ich eine dritte, ein junges, kräftiges Weib, mit einem Kinde auf dem Rücken. Und sieh, wie das gute Weib so mutig ihr Kind verteidigt! Schon ist sie voll Blut, aus sieben schrecklichen Wunden rinnt es an ihrem Leibe nieder, und noch immer kämpft sie gegen diese Tiger, die grausamen Krieger des unmenschlichen Tschaka. . . . Doch, ich will der Erzählung nicht vorgreifen, sondern will dir alles der Reihe nach erzählen.“ (Fortf. folgt.)

Von Mariannhill nach Keilands.

Von Rev. P. Albert Schwegler, O. C. R.

Ich war noch Neopresbyter; erst wenige Wochen zuvor hatte ich in Mariannhill meine Primiz gefeiert, und nun sollte ich im Auftrage meiner Obern nach Keilands gehen, um in der dortigen, von den Jesuiten übernommenen Mission als Pfispriester tätig zu sein. Bruder Leander sollte mich dabei begleiten.

Dienstag, den 11. August 1908, abends 5 Uhr, verließ unser Schiff, der deutsche Dampfer „Bürgermeister“, unter den fröhlichen Klängen weithin schallender Blechmusik den Hafen von Durban. Zwei kleine Dampfer geleiteten uns hinaus auf die hohe See; auch die Sonne, welche den ganzen Tag über hinter düsteren Wolken versteckt gewesen war, blickte auf einmal gar freundlich hervor, und wünschte uns eine „glückliche Fahrt!“ Noch ein Blick auf das im milden Glanz der Abendsonne liegende Durban mit seinem herrlichen Panorama, dem prächtigen Häusermeere mit der neuen imposanten „Townhall“ in der Mitte, dem „Bluff“ und seinem Leuchtturm zur Linken, und der mit den schönsten Gärten und Villen geschmückten „Berea“ im Hintergrunde, . . . in Gedanken noch ein Sprung nach dem lieben, trauten Mariannhill, das vier Jahre hindurch meine zweite Heimat gewesen war, — und dann ging es vorwärts, unserem nächsten Reiseziele, East London, und meinem neuen, noch unbekannten Heim, dem der hl. Familie geweihten Keilands zu.

Die Fahrt auf hoher See gefiel mir über alle Maßen! Stolz bahnte sich unser stattliches Schiff seinen Weg durch die ziemlich bewegte See. Zuweilen schwankte und schaukelte es sogar ganz bedenklich, sodaß mancher der ehrsamten Passagiere in den Verdacht kam, er habe zu tief ins Glas geblickt, ich aber setzte meinen Stolz darein, Sturm und Wellen zum Trotz auf dem Verdeck zu bleiben und tapfer, ohne mich irgendwo



Die am 22. Oktober 1908 nach Südafrika in das Missionskloster Mariannhill abgereiften Postulanten.

Die nächste Reise findet statt anfangs April 1909.

Wem wir diese Gnade zu Teil, zur Rettung seiner Seele und der armen Heiden?

anzuhalten, auf und abzumarschieren. Bruder Leander gab's bescheiden; er verspürte schon in der ersten halben Stunde in seinem Innersten ein ganz eigenartiges Gefühl, weshalb er es vorzog, sich rechtzeitig ins Bett zu legen. Man weiß ja, wie das geht; das Meer gleicht eben einem gestrengen Zollbeamten, der keinem Fremdling den Eintritt in sein Reich gestatten will, es sei denn, er habe ihm den gesetzlichen Tribut entrichtet.

Gegen 10 Uhr nachts ging ich endlich auch in die Kajüte, um jedoch am nächsten Morgen gegen 3 Uhr schon wieder auf dem Verdeck zu erscheinen. Der Trappist ist eben ans Fröhlichstehen gewohnt, es verlangte mich nach frischer Lust, und gegen die tödliche Seekrankheit hielt ich mich absolut „gefeit“, war ich doch sogar bei meiner ersten großen Seefahrt von Europa nach Südafrika, die volle vier Wochen in Anspruch nahm, auch nicht eine Minute davon behelligt worden. — Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu schließen; ich hätte auch sagen können, Hochmut kommt vor dem Fall, denn gegen 4 Uhr morgens gab's auch in meinem eigenen Magen eine große Revolution, es fing darin an, so gewaltig zu poltern und zu rasonieren, daß ich es für geraten hielt, schon demütig in die Kabine hinabzusteigen, hier eine der praktischen Schlüssel zur Hand zu nehmen, die für den Fall der Not parat stehen, und in Geduld der Dinge zu harren, die da kommen sollten. —

Um 8 Uhr war Frühstück; durfte ich es wagen, unter solchen Umständen dabei auch mitzutun? Warum nicht? Dem Mutigen gehört die Welt! Und siehe, das Experiment gelang, gelang so gut, daß ich sofort Bruder Leander aufsuchte, um ihn zu gleicher Tat zu begeistern. Ich fand ihn mühsam still zu allererst in's Bett verkrochen. Ich begann ihm die kulinarischen Genüsse seiner deutschen Schiffsküche auseinanderzulegen, das sei etwas anderes als ein Trappistenfrühstück mit Schwarzbrot und Gerstenkaffee, und würde sicherlich seine Seekrankheit rasch vertreiben, als lebendiges Beispiel könne ich mich selbst vorstellig machen usw. usw. Doch ich predigte tauben Ohren, nicht einmal die Decke wollte er lüften, geschweige denn aufstehen. — Nun schilderte ich ihm die Herrlichkeit des Meeres, die Pracht der Morgensonne auf hoher See, die frische, gesunde Seeluft, das farbenprächtige, hochromantische Küstenland! Alles umsonst! — Ich appellierte an sein „gutes Herz“ und bat ihn, mir wenigstens eine Antwort zu geben, hier auf dem Schiff binde das gestrenge Gebot unverbrüchlichen Trappisten-schweigens nicht... Jetzt ging es aber los: „Die Mariannhiller können lange warten, bis sie mich von Reilands wieder zurück bekommen! Um keinen Preis geh' ich mehr auf's Schiff; lieber will ich 14 Tage lang auf einem alten Gaul reiten, als nochmals einen Tag und eine Nacht auf dem Schiff zubringen!“ — „Da ist Hopfen und Malz verloren“, dachte ich mir, „wenn's mir aber mit meinem Predigen bei den Schwarzen im Heidenland auch so geht, wie hier, dann ist's nur schade für's Reisegeld.“

Ich überließ also den „verstockten Sünder“ seinem Schicksal und stieg nicht ohne Selbstbewußtsein — war ich doch von der Seekrankheit, über die andere Menschenkindern so kläglich jammerten, wieder vollständig frei, — zum zweitenmal hinauf aufs Deck. „Ah, welch herrliche Luft! Und diese prächtige Aussicht! Da will ich nun auf- und abspazieren nach Herzenslust! Gesagt, getan, — doch siehe, nach zehn Minuten geht

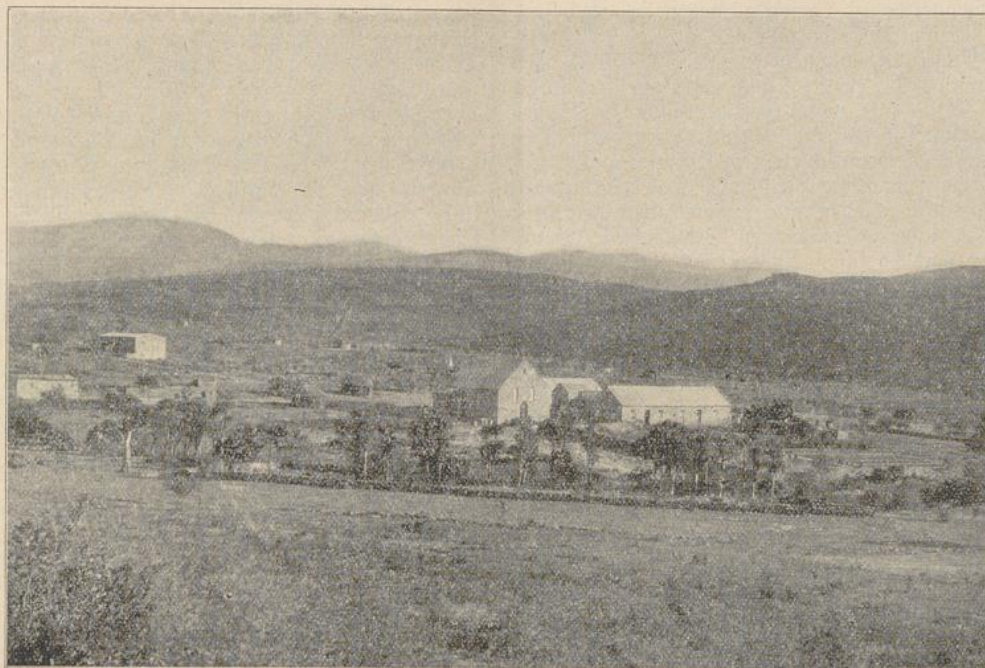
die alte Geschichte schon wieder los. Auf einmal fängt alles um mich her an zu tanzen, alles dreht sich und kehrt sich um, sogar mein Innerstes; kurz, ein paar Augenblicke darauf war's geschehen! Ich hatte umsonst gestöhnt; alles miteinander war auf Nimmerwiedersehen im großen Weltmeer verschwunden. — Da stand ich nun vor dem „Grabe meiner Habe“, alles war dahin, nur eines blieb mir treu: der gute Humor; und der ist auch 'was wert! —

Mittwoch, den 12. August, nachmittags 4 Uhr fuhren wir unter Sang und Klang in den Hafen von East London ein! Die Seefahrt war glücklich überstanden. Nun kam auch Bruder Leander wieder zum Vorschein; sobald er festen Boden unter den Füßen fühlte, war's mit der Seekrankheit vorbei; mit einem Schlag war er wieder ganz der Alte. Vor knapp einer halben Stunde noch lag er unter seinen Decken verkrochen, als wollte er mit dem Aufstehen warten bis zum jüngsten Tag, und nun schritt er rüstig an meiner Seite dem katholischen Priesterhause zu, wo unser eine freundliche Nachtherberge wartete.

Unser Führer, ein polnischer Jude, geleitete uns irrthümlicherweise zum Konvent der bayerischen Dominikanerinnen. Glücklicher Irrtum! Erstens lag das Priesterhaus ganz in der Nähe, und dann fanden wir im Konvent zu unserer gegenseitigen Ueberraschung mehrere Bekannte aus der Heimat! Die ehrw. Mutter Priorin lud mich sogleich ein, am nächsten Tag hier die hl. Messe zu lesen und darnach ihren geistlichen Töchtern den Primizianten-Segen zu spenden. Von da ging's ins Priesterhaus, wo wir ebenfalls recht freundlich aufgenommen wurden. —

Von East-London bis Dohne, das etwa 60 englische Meilen davon entfernt landeinwärts liegt, benützten wir die Bahn. Während der nicht ganz fünfständigen Fahrt gab es wieder viel Schönes und Interessantes zu sehen. Namentlich gefiel uns die Strecke, die wir die ersten zwei Stunden durchfuhren. Es wohnen hier überall deutsche, schon vor ca. 50 Jahren eingewanderte Farmer, die ihre Felder in schönster Ordnung halten. Wie ich hörte, sollen sie ein eigenes Mischmasch von Deutsch und Englisch reden, doch kann man ihnen den deutschen Ursprung vom Gesicht ablesen: desgleichen ist die Form der Gebäude spezifisch deutsch. Als Bahnstationen trafen wir: Berlin, Potsdam, Hamburg, Frankfurt, Stutterheim usw. Diese Stationen bilden oft ganz hübsche Dörfer und Städtchen. Das Vermögen dieser Farmer scheint meist in ihrem Viehstand zu liegen. Namentlich wunderte mich die große Menge von Schafen; ein einziger Farmer soll etwa 20 000 besitzen. Auch Rinder und Ziegen sah ich da in Menge, denn die Kapkolonie hat hier ihr bestes Weideland, und von der Zeckenpest (East-coast-fever), die in Natal und Zululand so gewaltig unter den Rindern ausgebrochen hat, weiß man hier gottlob noch nichts. Weiter gegen das Innere zu ändert sich allerdings das Bild; das Land ist arm und steinig; doch fanden wir auch da noch überall annehmbares Weideland, sowie vereinzelte Farmer darauf.

Als wir uns Dohne, unserer Endstation, näherten, ging der Zug äußerst langsam, denn er hatte eine hohe Steigung zu überwinden. Die Station liegt 3000 englische Fuß überm Meerespiegel. Von hier hatten wir noch 30 englische Meilen bis Reilands. Wie sollten wir sie zurücklegen? In Mariannhill hatte man uns gesagt, wir müßten von Dohne ab reiten. Da ich



Missionsstation Keilands

in meinem Leben noch nie auf einem Gaul geessen, so hatte mir schon der bloße Gedanke daran gewaltigen Respekt eingeblüht. Gleich das erstemal 30 Meilen weit zu reiten, war doch keine Kleinigkeit! Doch es sollte anders kommen. Da man in Keilands sicher darauf rechnete, es würden mit uns zugleich drei Missionschwestern vom kostbaren Blut eintreffen, hatte man uns einen sechzehnspännigen Ochsenwagen

entgegengeschickt. Der Klimax unserer Reiseaccommodation war also: ein deutscher Dampfer, — ein Eisenbahnzug, — ein Ochsenwagen!

Uebrigens war ich sehr froh um dieses Behübel. Es war fest und solid gebaut, auf der Rückseite mit einem Zelttuch überwölbt und erregte in allweg mein höchstes Interesse. Ich will hier dem geneigten Leser auch verraten, daß mich schon als Knaben, so oft ich



Schule der neuen Missionsstation Keilands.

einen Zigeunerwagen bemerkte, gewaltige Lust anwandelte, einmal da hineinzusteigen, all' seine Wunderdinge in Augenschein zu nehmen und eine Strecke weit mitzufahren. Und siehe jetzt, nach mehr als zwei Jahrzehnten, sollte sich mein Jugendtraum im Süden Afrikas verwirklichen! Wir stiegen also ein und fanden da zu unserer Bequemlichkeit nebst einigen Decken und Kopfkissen zwei mächtige Strohsäcke. Das war ja ganz vorzüglich; nur schienen mir letztere allzu gefährlich nach rückwärts herunterzuhängen. Ich beschloß, sie umzuwenden; doch da kam ich schon an! Wie ich mitten in meinen Reformbestrebungen war, regnete es aus dem großen mittleren Spalt in sündflutartiger Fülle Häckel und Stroh und Spreu auf mich herab, daß ich gerne von weiteren Versuchen abstand. Wie ich dabei ausgesehen habe, kann man sich denken! Ich war nur froh, daß unser Photograph nicht in der Nähe war, um mich und meine Blamage in seiner Camera obscura zu verewigen. So geht's aber, wenn man in fremdem Land gleich alles besser wissen will.

Um 3 Uhr nachmittags fuhren wir von Dohne ab und waren, die nötigen Ruhepausen miteingerechnet, bis zum nächsten Morgen gegen 9 Uhr auf dem Weg. Die Fahrt ging verhältnismäßig flott von statten, manchmal liefen unsere 16 Ochsen geradezu im Galopp; doch schon nach dreistündiger Fahrt wurde Halt gemacht und ausgespannt. Die Ochsen durften eine Stunde weiden, und die 4 ama-Xosa-Jungen, die den Wagen leiteten, machten an offener Straße ein kleines Feuer an und bereiteten sich ihr Abendessen. Dann ging's wieder fort. Nach drei Stunden wurde abermals ausgespannt, diesmal aber dauerte die Pause volle 5 Stunden. Sie war für die eigentliche Nachtruhe bestimmt, denn während der Fahrt konnte man doch nicht schlafen.

Die Gegend von Dohne bis Keilands fanden wir ziemlich eintönig, ohne besondern landschaftlichen Reiz; auch ist sie nur spärlich von Weißen bewohnt. Nur hie und da erblickten wir in dieser Einöde eine Farm. Wie könnte auch ein Europäer in diesem steinigten, nur mit Dornen und spärlichem Graswuchs bestandenen Land sein Leben fristen? Später, gegen Keilands zu, wurde die Gegend wieder belebter, romantischer und fruchtbarer.

Die Straße ist in verhältnismäßig gutem Zustand; stellenweise läßt sie allerdings sehr zu wünschen übrig. Da geht es dann mit dem schweren, holperigen Wagen über Löcher und Steinblöcke hinweg, daß einem Sehen und Hören vergehen könnte; auch wir bekamen an Stößen und Büffen unser volles, gerütteltes und überfließendes Maß. Doch das gehörte auch dazu, und war gleichsam das Salz in unsere Suppe; kurz die lange, nächtliche Fahrt gefiel mir außerordentlich gut und wird mir unvergeßlich bleiben für's ganze Leben. Hier in Südafrika hat noch volle Geltung der geistreiche Spruch:

„Wenn einer eine Reise tut,
So kann er 'was erzählen.“
(Schluß folgt.)

Unsere neue Missionsstation St. Joseph.

Konnten wir in der vorigen Nummer des Berichtsmittels unsern geehrten Lesern und Wohltätern die freudige Kunde bringen, daß wir in Keilands drei neue Missionsstationen erhielten, so sind wir heute in der glücklichen Lage, ihnen mitzuteilen, daß sich

dazu in Natal selbst eine vierte Missionsstation gesellte, der wir zu Ehren des glorreichen Nähr- und Pflgeaters Jesu den Namen „St. Joseph“ gegeben haben.

Die neue Station ist etwa sechs Wegstunden nordwestlich von Ladysmith, dem im Burenkrieg so heiß umstrittenen, englischen Städtchen, gelegen und eine Tagreise von M. Ratschig. Bester's, an der Bahnlinie Ladysmith-Harrysmith gelegen, ist die nächste Eisenbahnstation; von da bis St. Joseph sind es ungefähr drei Stunden zu Fuß.

Mit dem Gedanken, in dortiger Gegend eine Missionsstation zu gründen, trugen wir uns schon seit mehreren Jahren. In nahen Bluebank befinden sich nämlich mehrere katholische Familien, die uns teils von Ratschig, teils von Mariannhill her bekannt sind, und deren Zahl beständig wächst. Ferner ist uns viel daran gelegen, unsern Neuchristen, die vielfach in heidnischen Lokationen wohnen, oder auf den Farmen protestantischer Kolonisten, bei denen sie Gefahr laufen, über Nacht vertrieben zu werden, eine willkommene Gelegenheit zu bieten, auf unserer eigenen Farm ein schönes, sicheres Heim zu gründen. Kurz, der Kauf von Schoemansdal, wie die Farm bisher hieß, erfolgte im Juli 1908 in erster Linie aus Rücksicht auf die armen Schwarzen. Anfangs August wurde zunächst Br. Servulus dorthin gesandt, und ein paar Wochen später folgten ihm Rev. P. Eligius, ein erst im Mai 1907 ausgeweihter Priester, und Br. Augustin. Zur Stunde — ich schreibe diese Zeilen Mitte September 1908 — ist in St. Joseph natürlich alles erst im Werden, und wegen Mangel an geeignetem Missionspersonal dürfte sich auch die Eröffnung der eigentlichen Missionstätigkeit daselbst noch etwas verzögern. Für heute müssen wir uns daher begnügen, unsern geehrten Lesern den Hauptinhalt eines Briefes mitzuteilen, den uns P. Eligius am Feste Maria-Geburt, also kurz nach seiner Ankunft in St. Joseph, zukommen ließ. Er schreibt:

„Im Gefühl der Freude, welche das heutige schöne Fest, Maria Geburt, der ganzen Menschheit gebracht, will ich es versuchen, eine kleine Schilderung zu machen von den ersten Eindrücken, die ich in St. Joseph, unserer jüngsten Missionsstation, gewonnen: Samstag, den 29. August, abends 7 Uhr fuhren wir von Pine-town ab, und waren gegen 1/2 11 Uhr in P.-Maritzburg. Bis dahin ging alles ganz nach Wunsch. Nun aber wurde unser Coupé in einen Schlafraum verwandelt. Ein Engländer und überhaupt jeder, der das Reisen gewohnt ist, mag das sehr bequem finden; ich aber konnte hier weder sitzen, noch schlafen. Ich griff zum Brevier, allein da mir die untere Sitzreihe als Lagerstätte zugewiesen war, fehlte es mir an der gehörigen Beleuchtung. Bevor wir jedoch Ladysmith erreichten, begann es zu tagen; ich stellte mich ans Fenster und konnte hier dem größten Teil meiner Tagespflicht genügen.

In Ladysmith mußten wir umsteigen; denn während die Hauptlinie von hier nach Johannesburg geht, zweigt die Seitenlinie nach der Orange-River-Colonie ab. Um 6 Uhr 40 Min. morgens fuhren wir ab und waren um 8 Uhr in Bester's. Ich konnte mich nicht genug wundern über die Armut des Landes, das wir auf dieser Strecke passierten. Ich sah bloß ärmliche Wiesenründe, und auch diese waren oft mit Steinblöcken und Ameisenhaufen wie besät. Desgleichen war die Bevölkerung sehr schwach; nur selten sahen wir